

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

die Düsseldorfer Rotary-Clubs haben vor einigen Jahren die Veranstaltungsreihe „Rotary meets school“ ins Leben gerufen. Es ist eine Informationsveranstaltung, bei der den Abiturjahrgängen teilnehmender Gymnasien aus dem Erfahrungsschatz erfolgreicher Menschen ein beruflicher Lebensweg vorgestellt werden soll – möglichst lebendig und motivierend, versteht sich. Wenn es um Medizin, Informatik oder BWL geht, dann sind die Aulen mittlerweile voll. Etwas magerer ist der Andrang allerdings, wenn es um den Bereich der Kreativität geht. Daher hat man kurzerhand die Architektur und alles, was sonst noch mit Kunst zusammenhängt, zusammengepackt. Bei der letzten Veranstaltung musste die Journalistin, Kunsthistorikerin und Buchautorin Dorothee Achenbach, die als schillernde Person der Kulturszene gerne eingesetzt wird, kurzfristig absagen. Übrig blieben zwei Architekten und ein Kunsthändler. Das war nun entschieden zu dürftig. So bat man mich als Freischaffender Künstler, die Runde zu vergrößern und ich hatte dadurch die Freude, Alexander Sies kennenzulernen. Wer etwas in der zeitgenössischen Galerien-Szene bewandert ist der weiß, dass die Galerie Sies + Höke zu den international wichtigen im Bereich der aktuellen Kunst gehört. Alexander Sies hatte schon als beinahe noch Jugendlicher angefangen, Kunstwerke für kleines Geld zu erwerben. Heute ist man selbstverständlich im Millionen-Bereich unterwegs. Also ein interessanter, zudem sympathischer und mitteilbarer Mensch, den ich vor Beginn der Veranstaltung noch mühelos in ein Gespräch über den internationalen Kunstbetrieb verwickeln konnte. Einige Aussagen erstaunten mich doch sehr: Der klassische Galeriebetrieb mit Ausstellungen und Vernissagen sei so gut wie überflüssig, so Sies. Gekauft und verkauft werde eigentlich nur noch über das Internet. Kein Mensch wolle mehr Originale sehen und sich deshalb vom Sofa, vom PC oder Handy wegbewegen. Dafür, also quasi synchron zu dieser Datenreise, bewege sich der moderne Künstler ständig nun selbst um den Erdball, mache ein Projekt in Island, das nächste in Indien und das dritte zeitlich parallel dazu vielleicht in Shanghai. Da ja in der Kunst ohnehin nichts mehr zu entdecken sei wäre es diese Form der globalen Vernetzung, die die Wichtigkeit eines Werkes durch entsprechende Präsenz weltweit veranschauliche. Als Galerist dürfe man da natürlich nicht hinten anstehen: seine zwei Mitarbeiterinnen hätten einen Tag lang nur die Flüge für dieses Jahr koordiniert und gebucht. Wie es denn so mit dem Familienleben sei, wagte ich mich zu erkundigen. Er wäre da gut organisiert, da seine Frau ja gleichermaßen in die Galerie eingebunden sei und man nichts anderes kenne und wolle als eben dieses Leben; aber als Künstler sei ein Familienleben nach normalen Maßstäben heute völlig undenkbar. Später, als wir die Veranstaltung auf der Straße noch kurz resümierten, wagte ich noch die zaghafte Frage, wo denn in einem solchen Betrieb Künstler ihren Platz fänden, die bedächtig und eher ortsgebunden arbeiteten und vielleicht pro Jahr nur eine Handvoll Werke erschaffen würden? Aber da war mir natürlich schon klar, dass sie unter dieser Perspektive nichts mehr als nur ein Auslaufmodell sein konnten.

Einige von ihnen werden zwischenzeitlich gedacht haben: Hat der Referent vielleicht das falsche Manuskript gegriffen? Warum beschäftigt sich der Prolog so ausführlich mit etwas,

was in der heute zu eröffnenden Ausstellung des Kunstvereins Langenfeld überhaupt kein Thema ist? Damit ist Kunst gemeint, die über den Globus verschoben wird und gerne die Kulissen ferner und fernster Regionen als Beweis für die eigene Aktualität ins Feld führt. Diese Welt zumindest kurz geschildert zu haben macht aber durchaus Sinn, weil die zu eröffnende Ausstellung für das genaue Gegenteil steht. Dabei spielt es – aus der Perspektive der reinen Kunstbewertung her – eine wirklich untergeordnete Rolle, dass es Hans Christian Rüngeler doch irgendwie gelungen ist, eine Familie zu gründen– aber erwähnen kann man es schon mal, weil es ja Zeugnis ablegt von einer auf stabile Bindungen bauende Lebensführung. Wenn man auf der Suche nach Belegen für künstlerische Qualität an dieser Stelle den äußerst beliebten Begriff der Authentizität fallen lässt, der neben anderen, ebenso wenig greifbaren Kriterien gerne als ein Markenzeichen von guter Kunst genannt wird – übrigens auch von dem erwähnten Herrn Sies - dann stellt sich die Frage: Gibt es in dem zu besprechenden Werk etwas, das diesen Anspruch einlöst? Das tut es! Ich darf das nicht nur einfach mal so behaupten, sondern bin der vielleicht beste Zeuge einer konzentrierten künstlerischen Entwicklung, die ihren Anfang 1978 mit der gemeinsamen Aufnahme eines Kunsterzieher-Studiums an der Universität Mainz nimmt, sich aber in beiden Fällen ganz schnell von der pädagogischen Spur verabschiedet. Rüngelers erstes verkauftes Bild ist in zu Alkohol transformierter Form durch seine, durch meine und durch andere durstige Studenten-Kehlen geflossen, und es bestand eigentlich seitdem nie mehr ein Zweifel daran, dass er für nichts anderes als für die Malerei und ihren etwas sperrigen Bruder, den Holzschnitt, auf die Welt gekommen ist. Aber auch ihn, den Druck von einem rauen Holzträger, sollte er sich bald zu malerischer Feinheit gefügig gemacht haben. War das erste verkaufte Bild, wenn ich mich recht erinnere, auch ein Stillleben, so galt doch der Landschaftsmalerei von Anfang an seine nur gelegentlich geteilte Aufmerksamkeit. Und natürlich waren die Landschaften, die ihm Modell standen, solche, die er gut kannte und durch wiederkehrende Besuche immer besser kennenlernen sollte: Die Eifel zuerst, dann Österreich, der Niederrhein, Dänemarks windbewegte Küsten und ihr sonnenverwöhntes andalusisches Pendant. Die Motivfamilie wuchs über die Jahre, aber ganz anders als in der Eingangssequenz geschildert - nämlich in der Bedächtigkeit eines der eigenen Durchdringungskapazität bewussten Lebens.

In den Landschaften, die zur Malerei motivierten, dominierte der meist kultivierte, aber eher wenig besiedelte Anteil des Geländes. Größere Kumulationen von Gebäuden gegenüber war eine Scheu zu spüren, die sich erst in den letzten Jahren mit allerdings dann glänzenden, reifen Formulierungen gelegt hat. Immer aber schon bogen sich Bäume wie romanisches Stützwerk in den Himmel, befruchteten Gewässer wie Quellen allen Seins die Böden und verwandelte das Sonnenlicht oder sein Gegenstück, der Mondschein, jahres- und tageszeitlich beeinflusste Materie in symphonische Kompositionen, die keinen Zweifel daran ließen, dass das Abbildhafte nicht Ziel, sondern Durchgangsstation zu einer hinter dem Bildträger liegenden Idee war. Alles, was wir auf dem Papier oder der Leinwand sehen, ist sozusagen Kulisse für ein Stück, das zwar nicht wirklich gegeben wird, das aber trotzdem entsteht, weil das Bild genug Information enthält, damit der Betrachter etwas in

sich selbst zu ergänzen vermag. Um zwei sich gegenseitig bedingende Vorgänge geht es im Wesentlichen: Der Künstler legt sozusagen ästhetische „Köder“ aus, die den Betrachter in den Dialog mit dem Kunstwerk ziehen, und dieser wiederum erspürt, dass die Malerei ihm durch das „Vehikel“ der Landschaftsdarstellung einen Seelen- und Symbolraum aufschließt. Es erstaunt mich immer wieder, mit welchen - letztlich einfachen - Mitteln Hans Christian Rüngeler seine Wirkungen erzielt. Die Strenge und Klarheit seiner oft rechtwinkligen Kompositionen ermöglicht es ihm dabei Farbskalen zu nutzen, die in einem weniger kontrollierten Zusammenhang und bei einem geringeren Gespür für das rechte Maß schnell zu etwas Süßlichem gerinnen könnten. Aber so wie er für alles das entsprechende Quantum und die beste Positionierung findet, läuft nichts aus dem Ruder, sondern verharrt letztlich in einem Augenblick ungetrübter Schönheit. Da hält dann für einen Moment die Zeit den Atem an, nicht vor Spannung, es könne gleich noch etwas Besseres kommen, sondern um das in vollem Bewusstsein zu spüren, was Herbert Grönemeyer gerade erst als „Sekundenglück“ in unseren Wortschatz eingeführt hat – es kann gerne auch ein paar Takte länger dauern.

So eine Kunst fällt nicht vom Himmel, und es ist eine Form der Redlichkeit diejenigen Namen großer Kollegen zu nennen, die den Maler schon in jungen Jahren zweifelsohne inspiriert haben: mit Caspar David Friedrich wird er gewandert sein, mit Lyonel Feininger hat er bestimmt vor der gleichen Kirche gesessen, im Dialog mit Paul Klee ging es wohl darum, das Spielerische zu integrieren und mit Georges Braques um den Spagat zwischen Freiheit und Erdschwere. Es sind Namen von großen Bild-Arrangeuren, die ihn immer begleitet und hier und da mitgeholfen haben, das völlig unverwechselbar und schon früh Vorhandene ein wenig schneller zu Tage treten zu lassen. Keine Frage: Caspar David Friedrichs Landschafts-Metaphern mit ihrer sich am Christentum orientierenden Botschaft sind Rüngelers großen Werken, den Klappaltären, Himmelsblicken und aufsteigenden Wegführungen, am nächsten – sowohl formal als auch inhaltlich. Damit steht Hans Christian Rüngeler in einer Tradition, die sich so deutlich nur in Deutschland ausgebildet hat und die man Romantik nennt. Ihr ist im Wesentlichen die Autonomie der Landschaftsdarstellung zu verdanken. Motive wie etwa der schroff aufragende Felsen, der dichte Wald oder die unendliche Wasserfläche haben sie unserem kollektiven nationalen Gedächtnis eingebrannt. Aber auch das Arpeggio einer Harfe, das schon verweht doch noch über den weiten Flusslauf dringt oder der satte Klang des Waldhorns, der sich an den Wänden einer Schlucht hallend aufbaut sind solche Motive und stehen für den, modern gesprochen, multimedialen, gleichwohl nationalen Ansatz der Romantik, der Musik, Literatur und Malerei umfasste - allerdings keine eigenständige Architektur gebar. Wenn ich zuvor Rüngelers Werk als symphonisch bezeichnet habe, dann verdeutlicht diese die Musik einbindende Wortwahl also, rückblickend, eine weitere Brücke zur Romantik; den Blick in die Gegenwart gewandt spielt sie auf zweierlei an: Erstens auf die zu akkordhaften Klängen aufgebauten Schichtungen der Kleinformen innerhalb der Bildfläche sozusagen als symphonischem Baustoff, aber auch auf den Gesamtklang insbesondere der großen Panoramen, die in mir musikalische Vorstellungen wachrufen. Ich meine, diese Bilder

hören zu können. Die Töne, die sie mir vermitteln, sind von großem Klang, auch in ihrer ausgedehnten Stille. Vieles ist mir schon früher an Hans Christian Rüngelers Bildern aufgefallen und ich habe es diverse Male niedergeschrieben und vorgetragen. Aber an den Klang habe ich bisher nie gedacht. Genau genommen hat ja seine künstlerische Arbeit, als Ganzes betrachtet, etwas von einer Fuge, also einer Komposition, bei dem ein Grundmotiv immer wieder auf verschiedenen Tonhöhen variiert wird und durch das Ineinandergreifen der melodischen Linien ein polyphoner Klang entsteht. Das Werk ist – über Jahrzehnte hindurch – kontinuierlich und bruchlos gewachsen. Natürlich hat es sich stetig angereichert, gelegentlich durch die Aufnahme neuer Motive oder Perspektiven, häufiger aber durch den erneuten Angang an das längst vertraute Sujet. Welch großer Klang sich einstellen kann, wenn jemand, der nicht nur malt wie kaum ein anderer, sondern auch Räume zum Erblühen bringt wie nur wenige, die Möglichkeit bekommt, seine Bilder an neutralen, nüchternen Wänden zu arrangieren, zeigt diese Ausstellung hier in Langenfeld. Sie ist in ihrer Gliederung, in ihren wechselnden Perspektiven, in ihrer Rhythmik, in ihren sich variierenden und kommentierenden Motiven, in ihren vielen lyrischen Momenten, aber auch in ihren Fortissimo-Passagen nichts anderes als eine ganz große Symphonie.

Da pfeife ich voller Anerkennung und auf die „Errungenschaften“ des internationalen Kunstbetriebs!

Kai Hackemann, März 2019